

(Nachdruck verboten.)

201

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Als Baloma jung war, war er einmal zum „Geschworenen“ oder Obmann der Gemeinde ernannt worden, und hatte infolgedessen den Schatz des Dorfes, die Archive der Fischer, mit nach Hause nehmen müssen, einen ungeheuren Kasten mit diesen Büchern, Vorschriften, Privilegien, die die Könige bewilligten, wie auch Rechnungsbücher, die von einem Obmann zum anderen übergingen, seit Jahrhunderten von Hütte zu Hütte geschleppt wurden, und die man in der Furcht, sie könnten von den Feinden Palmars gestohlen werden, beständig unter den Matratzen versteckte. Lesen konnte der alte Schiffer nicht, zu seiner Zeit dachte man an so etwas nicht und aß darum desto besser. Aber ein Pfarrer, sein Freund, hatte ihm an einigen Abenden den Inhalt der Krähensfüße entziffert, mit denen die vergilbten Blätter bedeckt waren, und er hatte alles mit großer Leichtigkeit behalten. Erst das Privilegium des glorreichen Don Jaime, desselben, der die Mauren geschlagen hatte. In seiner Ehrfurcht vor dem Erobererkönig, der den See den Fischern zum Geschenk gemacht, stand der alte Fischer nicht an, ihn St. Jaime zu nennen, denn das Königtum erschien ihm als etwas sehr Geringses. Dann kamen die Privilegien des Don Pedro und der Donna Violente, des Don Martin, des Don Fernand, alles Könige und gesegnete Diener Gottes, die sich der armen Leute erinnerten. Alle hatten den Fischern etwas geschenkt; der eine die Erlaubnis, Bäume zum Ausspannen der Netze zu fällen, der andere das Recht, sich die dünne Rinde anzueignen, um damit die Netze zu stützen und so jeder irgend etwas. Ja, das waren andere Zeiten. Die Könige waren vortreffliche Leute, hatten stets eine offene Hand für die Armen und begnügten sich mit dem fünften Teile des Fischzuges; damals war es nicht wie jetzt, wo die Verwaltung und andere eckelhafte Erfindungen der Menschen ihnen alle drei Monate eine halbe Silberarrobe abnahm, damit sie nur weiter an einem See leben durften, der schon ihren Urahren gehört hatte. Wenn dann aber einer zufällig sagte: „Ja, der fünfte Teil des Fischzuges ist ja weit mehr als eine halbe Silberarrobe,“ dann schüttelte der Onkel Baloma den Kopf.

„Meinetwegen,“ versetzte er, „aber man bezahlte nicht in Geld, und das machte sich weniger fühlbar.“

Der Onkel Baloma geriet in Begeisterung, wenn er von dem Leben seiner Vorfahren sprach. Der See gehörte den Fischern. Alles gehörte allen. Das war wahrhaftig nicht wie auf dem Festlande, wo die Leute diese Erbärmlichkeit, die Teilung der Erde, erfunden hatten, wo sie Presssteine setzten, Grenzen zogen und erklärten, das gehört Dir und das gehört mir; als käme nicht alles von Gott und als könnte man, wenn man tot ist, mehr Erde besitzen als man in seinem Munde bergen kann, — und zwar dann für immer.

Der Abuserafee gehörte allen Kindern von Palmar ohne Klassenunterschied; sogar den Landstreichern, die den Tag in Canamels Schenke verbrachten, sogar dem Akaden, der die von den anderen gefischten Aale weit fortschickte und ebenso reich wie der Schenkwirt war. Da aber die einen, wenn man den See unter alle Fischer verteilt hätte, sehr gut, und die anderen schlechter davongekommen wären, so hatte man die jährlichen Ziehungen eingerichtet, und die guten Bissen gingen so von Mund zu Mund. Wer heute arm war, konnte morgen reich werden. So hatte es Gott bestimmt, und dazu bediente er sich des Zufalls. Wer arm war blieb arm, aber er besaß doch eine offene Tür, durch die das Glück eintreten konnte, wenn die launische Fortuna dazu Lust hatte. Der älteste Fischer des Sees, der mehr als achtzig Ziehungen beigewohnt, fehlte bei keiner neuen und rechnete fest darauf, das Jahrhundert voll zu machen, wenn der Teufel ihm nicht einen Strich durch die Rechnung machte. Er hatte einmal den fünften und einmal den vierten Bezirk gehabt, nie den ersten, beklagte sich aber nicht, denn er hatte sich stets sattessen können, ohne daß er deshalb seinen Nachbar zu verdrängen brauchte, wie das auf dem Festlande geschieht.

Auf dem Plage drängte sich eine immer stärker werdende Menge. Der Akade wartete, von seinen Gehülften und dem Aguazil umgeben, auf die Barke, die den Vertreter der Behörden von Valencia herbeibringen sollte.

Es kamen auch viele Leute aus der Nachbarschaft, die durch ihre Anwesenheit der Zeremonie ein feierliches Gepräge verliehen. Das Publikum öffnete seine dichten Reihen, um den Karabinierleutnant durchzulassen, der im Galopp seines mit dem Schmutz der durchsprungenen Gräben bedeckten Pferdes aus seiner Einsamkeit in Terra Nueva erschien. Dann kam der Obmann in Begleitung eines großen, schönen Jungen, der auf seinem Rücken den Kasten mit den Archiven der Gemeinde trug, während der Vater Don Miguel, der kriegerische Vikar, den Mantel auf der Schulter und das kleine Käppchen auf dem Kopfe, von Gruppe zu Gruppe ging und erklärte, das Glück würde sicherlich den Schlechten den Rücken kehren.

Canamel, der kein Kind des Dorfes war, hatte nicht das Recht, an der Ziehung teilzunehmen, aber er war an dem Resultat ebenso beteiligt, wie die Fischer, denn er fand hier für das ganze Jahr eine Quelle von Geschäften, die den Schmuggel, seit er schlecht ging, äußerst vorteilhaft ersetzten. Der glückliche Gewinner des ersten Bezirkes war fast stets ein armer Teufel, der nur ein kleine Barke und spärliche Netze besaß. Um die Sequiota ordentlich auszubenten, brauchte man große Netze, mehrere Barken und Mietsleute; stand der Kermise von seinem Glücke ganz verwirrt da, und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, dann erbot sich Canamel, ihm als guter Engel zu Hilfe zu kommen. Er hatte alles Nötige, was man brauchte; er bot seine Barken an, für tausend Beseta neue Stride, um die Grenzen herzustellen, die den Kanal abschließen sollten, ebenso auch das nötige Geld, um Leute auf Tagelohn anzunehmen. Das tat er nur, um einem Freunde zu helfen, weil ihm der glückliche Gewinner so große Buneigung einflößte. Trotzdem wollte er sich, da Freundschaft und Geschäft zweierlei sind, als schwachen Ausaleich für seine Unterstützung mit der Hälfte des Ertrages begnügen. So war die Ziehung fast stets eine Quelle großen Nutzens für Canamel, und er erwartete das Resultat stets in der Furcht, das Schicksal könne einen seiner Nachbarn aus Palmar begünstigen, der genügend Mittel besaß, um das Unternehmen selbst ins Werk zu setzen.

Auch Neleta war nach dem Plage geeilt. Sonntäglich gepulst, stand sie da und sah weit mehr einer Dame aus Valencia, als einer Bäuerin ähnlich, während die Samarca, ihre erbitterte Feindin, sich über ihre Chignon, ihr rosa Kostüm, ihren mit Silber besetzten Gürtel und ihr pikantes Parfüm lustig machte. Sie bringe, so behauptete sie, ganz Palmar in Aufruhr und raube den Männern die Kaltblütigkeit. Die anmutige, rothaarige Frau des Gastwirts parfümierte sich, seit sie verheiratet war, sehr stark, als wolle sie dem Schlammgeruch, der den See umgab, dadurch das Gegengewicht halten. Wie die meisten Frauen der Insel, wusch sie sich wenig, ihre Haut war nicht sehr rein, aber sie ging nie ohne eine Masse von Reispuder und verbreitete bei jedem Schritt einen heftigen Moschusduft, der allen ihren Kleidern entströmte und den Geruchssinn der in der Schenke verkehrenden Gäste mit aufreizendem Wohlbehagen erfüllte.

Eine große Bewegung gab sich in der Menge kund. Ja, er war da . . . Die Zeremonie konnte beginnen. Nun zogen der Akade mit seinem schwarzköpfigen Stok, seinen beiden Gehülften, von einem Vertreter der Verwaltung begleitet, vorüber.

Sie stiegen die enge Treppe hinauf, die so schmal war, daß man nicht einmal zu zweien gehen konnte. Ein paar Karabiniers hüteten, mit dem Gewehr in der Hand, die Tür und drängten die Frauen und Kinder zurück, die bei der Operation hätten stören können. Von Zeit zu Zeit gewann die Neugier der kleinen Leute die Oberhand, ein heftiges Drängen machte sich bemerkbar; die Karabiniers hielten die Kolben ihrer Gewehre vor und erklärten rund heraus, sie würden alle Kinder prügeln, die durch ihr Geschrei die Feierlichkeit dieser großen Handlung störten.

Oben war der Andrang so groß, daß die Fischer, die auf den Bänken keinen Platz mehr fanden, dichte Gruppen

auf den Balkons bildeten. Die einen, die älteren, trugen die roten Mützen der alten Bewohner des Albufarases, hatten den Kopf mit den breiten Bauerntüchern oder mit Strohhüten bedeckt.

Auf der Estrade des Schulmeisters stand der Vorstandstisch. In der Mitte saß der Vertreter der Verwaltung, der seinem Schreiber das Protokoll des Aktes diktierte, an seiner Seite der Pfarrer, der Akade, der Obmann, der Leutnant und andere Gäste, darunter der Arzt von Palmar, ein armer Baria der Wissenschaft, der für fünf Reales dreimal wöchentlich die armen Fieberkranken des Dorfes behandelte.

Der Obmann oder Geschworene erhob sich von seinem Stuhle. Vor sich auf dem Tische hatte er die Rechnungsbücher der Gemeinde liegen, prächtige Hieroglyphen, in denen sich auch nicht ein einziger Buchstabe befand, denn die Zahlungen waren durch Figuren aller Art bezeichnet. Das war eine Erfindung der alten Geschworenen, die nicht schreiben konnten, und man hatte das System stets fortgesetzt. Jede Seite enthielt das Konto eines Fischers. Man schrieb nicht etwa seinen Namen am Kopfe der Seite, sondern das Zeichen, mit denen er seine Gerätschaften der Unterscheidung halber markierte. Der eine hatte ein Kreuz, ein anderer einen Dreizack, der Onkel Paloma einen Halbmond, und der Geschworene brauchte bloß auf das betreffende Konto zu blicken, um zu erklären: Das ist das Zeichen von dem und dem. Dann standen auf dem Rest der Seite die Striche, die die Zahlung einer monatlichen Steuer bedeuteten.

Die alten Schiffer waren mit diesem System sehr zufrieden. Auf diese Weise konnte jeder sein Konto prüfen, und es gab keinen Betrug wie in den abscheulichen Büchern mit den Zahlen und Buchstaben, die nur die Herren allein verstehen.

Der Geschworene, ein großer, schöner, fluger Mensch, mit kurzgeschnittenen Haaren und hochmütig blickenden Augen, hustete und spuckte mehrmals aus, bevor er das Wort ergriff. Die Gäste, die am Vorstandstische saßen, wandten sich nach einer anderen Seite und begannen, sich zu unterhalten. Erst kamen die Gemeindegangelegenheiten, die sie nichts angingen. Das waren Sachen, die die Fischer mit sich abzumachen hatten. Der Geschworene begann seine Rede mit den Worten:

„Meine Herren!“

Dann warf er einen gebieterischen Blick auf die Anwesenden, die in tiefes Schweigen versunken waren. Unten auf dem Plage zankten sich die Kinder wie die Teufel, und das Geschwätz der Weiber ging in unermüdlicher Weise weiter. Der Akade schickte den Aguzil hin, der sich durch die Leute drängte und sie zum Schweigen brachte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der fliegende Mensch.

Handglossen zu den neuesten Fortschritten der Flugtechnik.

Von W. Verdrow (Niederschönhausen).

Mit raschen Schritten nähert sich die Menschheit jetzt einem seit den Tagen des Altertums ersehnten Ziele. Die Technik, die Land und Wasser meistert, die Zeit und Raum mit immer genialeren Mitteln beherrscht, steht unmittelbar vor ihrem größten Siege, vor dem Sieg über das Luftmeer. Möge niemand einwenden, daß wir die Atmosphäre schon seit Montgolfier meistern, und daß die weiteren Erfolge in der Lenkung und dem Antrieb der Luftschiffe gar nicht ausbleiben konnten, daß im Zeitalter eines Zeppelin und Lebaudy an dem schließlichen Erfolg nicht mehr zu zweifeln war. Es handelt sich hier um etwas durchaus anderes, als um lenkbare Luftschiffe. Mit solchen ist viel erreicht worden, sie werden zweifellos noch weiter vervollkommen werden, aber sie haben Fehler und Mängel, die sie nie verlieren können, weil sie zugleich die Ursachen ihrer Erfolge sind.

Spekterini, einer der geübtesten und besten Aeronauten, der auf mehr als 500 Luftfahrten zurückblickt, ist im vergangenen Jahre zum fünften oder sechsten Male über die Alpen geflogen. Mit einem Ballon in geschickter Hand und einer abgewarteten günstigen Luftströmung sollte das etwas Leichtes sein, aber man muß wissen, welcher unsäglichen Vorbedingungen, Vorbereitungen und Kosten eine solche Fahrt bedarf. Der Ballon, die ganze Ausrüstung, allein 12 Eisenbahnwaggons mit Wasserstoff-Stahlfaschen sind mühselig über die Schöllenenstraße nach Andermatt hinauf gebracht worden, wo die halben Alpen der Höhe und Breite nach schon „überwunden“ sind. Und der dann folgende Hüpf über die Mittelkette nach Italen herunter ist dann noch immer ein

großer sportlicher Erfolg. — Weiter: Die Franzosen haben so lange über ihren großen Vorsprung in der Luftschiffahrt gejubelt, bis ihnen ihr bestes Luftschiff einfach ausriß, einfach fort, verschwunden und verloren war. Ein Zufall, der sich aber sehr leicht wiederholen kann, denn er liegt eben in der Natur des Ballons begründet. — Die Engländer glaubten die Vorsprünge Deutschlands und Frankreichs in der Militäraeronautik leicht einholen zu können und bauten ein gutes Luftschiff mit einem noch besseren Namen: den „Nulli Secundus“. Sie machten damit einige gute Fahrten und dann ging der Ballon an einer Havarie zugrunde, wie hundert vor ihm nach ebenso kurzer Lebensdauer. Die deutschen Militärballoon sind von Mißgeschicken bisher ziemlich verschont geblieben, aber alle Aufstiege finden auch bei gutem, ziemlich windstilletem Wetter statt. Der Wind ist der Todfeind des Luftballons, und zwar der Motorballons noch mehr als des gewöhnlichen, des landenden oder noch nicht losgebundenen noch mehr als des freischwebenden. —

Aber Zeppelin, der mit seinem Rieseballon schon 9 oder gar 11 Stunden in der Luft geblieben ist, dem mehr als zwei Millionen vom Reiche für seine Arbeiten und Einrichtungen bewilligt sein sollen? — Auch hier muß die nüchternere Ueberlegung eifriges von dem überschwänglichen Beifall der Mitwelt streichen. Die neuen unstrittigen Erfolge Zeppelins sind unter ungeheuren Opfern erreicht worden. Ein ganze Reihe von Ballons sind ihm bei der Landung oder bei anderen Gelegenheiten zugrunde gerichtet, die Vorsicht und große Geschicklichkeit des Lenkers hat das bei dem letzten Modell verhindert, es soll aber trotzdem durch den Gebrauch bereits ziemlich ausgiebigen sein. Die Erstattung der aufgewendeten Kosten hat allerdings das Reich in diesem Falle beschlossen, aber wenn wir richtig informiert sind, nicht ohne weiteres, sondern erst, nachdem der Graf die praktische Brauchbarkeit seines Ballons nicht nur durch Bodenseefahrten, sondern durch eine ununterbrochene 24 stündige Fahrt über Land bewiesen hat. Ob eine solche gelingt, wird von weiteren technischen Verbesserungen, noch mehr aber vom Wetter abhängen. — Man hat viel vom „Lenkbaren“ als Hilfsmittel bei Forschungsreisen erhofft, aber die übereinstimmende Meinung aller Sachverständigen geht dahin, daß die mehrfach geplante Ballonfahrt zum Nordpol der sichere Selbstmord für alle Beteiligten sein würde.

Das also ist das Luftschiff. Es hat allerdings die Luft noch nicht besiegt, ist im Gegenteil meist glücklich, wenn es nicht von ihr besiegt wird. Und doch der oben ausgesprochene fröhliche Optimismus? Ohne Zweifel, er ist vorhanden und ist berechtigt, wie nur je eine Hoffnung auf neue Großtaten der Technik berechtigt war.

Im Laufen zu können, muß man erst gehen lernen, um zu fliegen, sollte man das Gehen und das Laufen nacheinander recht gründlich noch einmal erlernen. Das ist der Standpunkt, auf dem die Aeronauten und Aviatiker nun endlich angekommen sind, nachdem sie sich über hundert Jahre vergeblich abgemüht haben, das Fliegen aus dem Stegreif zu lernen. Man kann nicht leugnen, daß auf dem Felde des Maschinenfluges eine lange Reihe der fähigsten, ausdauerndsten Köpfe sich um die Palme streiten, und daß sie dabei nicht mit Ungestüm, sondern bedächtig Schritt für Schritt vorgehen. Das Uebergewicht der französischen Schule auf diesem Felde ist viel größer, als ihre vermeintlichen oder wirklichen Vorsprünge in der Ballonfrage. Die Namen Archacon, Ferber, Santos Dumont, Blériot, Farman und andere, — was hat ihnen Deutschland gegenüber zu stellen? Amerika vielleicht die ein wenig fabelhaften Brüder Wright, von denen es nach den Sensationsnachrichten des Jahres 1906 wieder ganz still geworden ist. Sie wollen und sollen bekanntlich damals nach der Aussage einer Reihe von Zeugen, die sich in den Vereinigten Staaten eines tadellosen Ansehens erfreuen, Flüge von mehreren Meilen Länge gemacht haben, sollen mit anderen Worten Leistungen, auf die in Frankreich und neuerdings auch in Amerika große Preise gesetzt wurden, schon lange im voraus weit überboten haben, bei dem Wettbewerbe um alle diese Preise aber beteiligten sie sich nicht. Sie weigerten sich, irgend eine öffentliche Probe ihres Könnens abzulegen, sie weigerten sich, auf die Einladung der Pariser Aeroklubs nach Frankreich zu kommen, sie boten ihren Apparat für eine hohe Summe verschiedenen Regierungen an und hüllten sich im übrigen in tiefes Schweigen. Die betreffenden Regierungen scheinen ihnen das nachgemacht zu haben, denn man hörte nichts von weiteren Verhandlungen oder Abschlüssen. Noch neuerdings hat einer der namhaftesten deutschen Fachmänner bei einem Besuche der Vereinigten Staaten die Gewährsmänner der berühmten Wrightschen Gleitflüge aufgesucht, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, aber nur die glatte Bestätigung erhalten, daß die behaupteten Leistungen wirklich erzielt worden seien. Aber keine Kapazität in Flugsachen ist Zeuge davon gewesen, vor allem keine europäische.

Liegen demnach diese Erfolge immer noch im dunkeln, so sind die in Frankreich erzielten um so besser bezeugt. Schon seit einigen Jahren hatte man in dem breiten Fellsendraden mit mehreren Horizontalflächen ein gutes Mittel, andauernde Gleitflüge von erhöhten Punkten auszuführen. Kapitän Ferber, Archacon und andere gingen vorichtig dazu über, sich einem solchen Drachen anzubetrüben, der von Motorbooten, Automobilen oder auf andere Weise in rasche horizontale Bewegung versetzt wurde. So gewann man ganz allmählich die Sicherheit, sich gegen Luftstöße und

Gleichgewichtsförderungen schwebend zu erhalten, und schritt endlich zum Einbau von Motoren, die aus der mechanischen eine beseelte Maschine machen, den Drachen zur Flugmaschine entwickeln sollen. Hier gab es natürlich die meisten Schwirigkeiten. Die Motorbrachen müssen, um die erforderliche Geschwindigkeit zum freien Schweben in der Luft zu erhalten, mit Rädern versehen werden und auf dem Boden einen Anlauf, gleich den großen Laufbögeln, nehmen. Bieviele Maschinen, mit größter Mühe und hohen Kosten erbaut, sind beim ersten Versuch sich zu erheben, zerbrochen! In Frankreich hat man es immer verstanden, das Interesse und den Opfermut für diese Versuche durch Preise neu zu beleben, und der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Es ist sehr wohlfeil, wenn englische und französische Blätter oder die Ostender Raberwaltung märchenhafte Summen für Flugmaschinen mit irgend einer unmöglichen Leistung, z. B. von Paris nach London zu fliegen, aussetzen; die Ausschreiber wissen Vermutlich sehr gut, daß sie ihre paar Hunderttausend Franken noch lange in der Tasche behalten werden. Anders ging man in den aeronautischen Hochreisen Frankreichs vor, hier befolgte man den Grundsatz: erst laufen und dann fliegen! Archdeacon stiftete einen Silberpreis für die erste Flugmaschine, die, sich selbst-tätig vom Boden erhebend, unter dem Antrieb ihres Motors eine gleichviel wie kleine Strecke über dem Boden schwebend zurücklegen würde. Diesen Preis hat Santos Dumont am 23. Oktober 1906 errungen. Er machte dann mit seiner Maschine unter manchen Verbesserungen noch viele weitere Flüge, kam bis 247 Meter und wandte sich nun, seiner unruhigen Natur folgend, an die Konstruktion eines Hydroplans, die ihn eine Weile von der Aeronautik ablenkte. Inzwischen haben besonders Kapitän Ferber und Henry Farman sich in der Richtung des Motorfluges weiter bemüht. Bald gelang es ihnen, ihren Vorgänger an Länge der Flugbahnen zu übertreffen und den auf 300 Meter Breite gesetzten Preis zu holen, endlich am 13. Januar 1908 hat Farman den dritten Preis des Aeroklubs von 50 000 Frank gewonnen, den Deutsch und Archdeacon gemeinsam für den ersten Kreisflug von 1000 Meter Länge gestiftet hatten. Farman hat sogar schon mehr geleistet, er hat reichlich 2000 Meter im Kreise zurückgelegt und zwar in der kurzen Zeit von 3 Minuten.

So hat die Flugmaschine mindestens dasselbe, wie die ersten lenkbaren Ballons erreicht, sie erhebt sich von selbst, sie geht in der Luft ihren selbstgewählten Weg, sie zerbricht nicht mehr beim Landen, und alles verdankt sie eigener Kraft und nicht der ungeheuren Gasblase, die der Ballon als Ballast und Angriffspunkt der Winde an seine Gondel fesseln muß. Weiter auf diesem Wege, Schritt vor Schritt, und der endliche Erfolg kann nicht lange mehr ausbleiben. Ballons mögen für hundert Zwecke gut und nützlich sein, aber der endgültige Sieg über die Luft kann nur gelingen mit einem Werkzeug, das dem Vogel gleicht: leicht-be-schwingt und doch schwerer als die Luft.

(Nachdruck verboten.)

Der Polizeiknüppel.

Aus „Hundert goldene chinesische Märchen“.

Bearbeitet von Karl Kuhls.

(Schluß.)

„Jetzt laufe zu Shi-Hei-Fu und teile ihm mit, daß das Pferd austuriert ist, und niemals mehr ausgeschlagen wird,“ sagte Tshu-Mui-Li zum Stallknecht, welcher sich beeilte, den erhaltenen Befehl auszuführen.

„Nun, wie steht's?“ fragte Shi-Hei-Fu ungeduldig den Knecht. „Gewaltiger Herr, auf dessen Kopf die Sonne ihre reinsten Strahlen wirft,“ stammelte lechterer, „Tshu-Mui-Li hat das Werk vollbracht: das Pferd wird niemals mehr ausgeschlagen, das schwöre ich beim heiligen Drachen, aber glaube Deinem ergebenen Diener, daß es nicht meine Schuld ist.“

„Du bist sehr bescheiden,“ lachte Shi-Hei-Fu vergnügt, „und ich glaube kaum, daß Tshu-Mui-Li Deine Hilfe in Anspruch zu nehmen brauchte; das ist doch wenigstens ein Beamter, auf den man sich verlassen kann! Morgen früh sattle das Pferd, denn ich will einen Ritt durchs Land machen. Jetzt kannst Du gehen!“

Als am anderen Morgen der hohe Herr zur festgesetzten Stunde auf der Terrasse seines Hauses erschien, war er nicht wenig erstaunt, das Pferd noch nicht vorgeführt zu finden.

„Wo ist das Pferd?“ rief er zornig dem Stallknecht zu, welcher wie ein armer Sünder am Torwege stand.

„Zudersüßester Herr,“ stammelte dieser, „das Pferd kann ja von selbst nicht kommen!“

„Du schaffst es sofort zur Stelle, oder es geht Dir schädel,“ rief Shi-Hei-Fu ergrimmt aus, mußte aber eine ganze Weile warten und wollte schon vor Ungeduld in den Stall eilen, um zu sehen, wo Pferd und Reitknecht blieben, da öffneten sich plötzlich beide Flügel des Hoftores und — der Herr Obermandarine traute seinen Augen kaum, denn er sah, von zwei Arbeitsgäulen gezogen, einen großen Karren durch das Tor fahren und auf dem Karren

saß auf den Hinterbeinen mit aufgerichtetem Vorderkörper und gesenktem Haupte das schöne, weiße Pferd.

„Was soll das bedeuten?“ rief Shi-Hei-Fu dem Stallknecht zu, der weiblich mit seiner Peitsche auf die beiden Arbeitsgäule einhieb, ohne daß das weiße Pferd im Karren auch nur den geringsten Versuch gemacht hätte, sich zu erheben, geschweige denn auszuspringen.

„Erhabener Gebieter,“ entgegnete der Angeredete, „ich erfüllte nur Deinen Willen und schaffte das Tier zur Stelle, welches allein nicht kommen konnte.“

Da erst hörte Shi-Hei-Fu das Gewinsel des unglücklichen Tieres, sah die mit Blut bedeckten Hinterbeine, auf welchen teilweise der schwere Körper ruhte und die schweren Tränen, welche aus den großen, ausdrucksvollen Augen niedersaßen.

Auch des Obermandarinen Augen füllten sich mit Tränen, denn er begriff sofort, daß Tshu-Mui-Li hier im wahren Sinne des Wortes eine Pferdekur vorgenommen hatte, die dem Tiere zwar das Ausschlagen abgewöhnt, ihm aber dafür auch beide Hinterbeine gebrochen hatte. Zornig befahl er dem Stallknecht, ihm den ganzen Hergang der Sache zu erzählen, und dann sandte er Häsher aus, welche Tshu-Mui-Li gefangen nehmen und vor seinen Richterstuhl führen mußten.

Der Taotai war ob dieser Wendung der Dinge nicht wenig erstaunt; als er aber die gesuchte Stirn und die zornigen Widen seines Gebieters sah, begann er zu zittern.

„Mit dem Pferde ist's aus, und um es von seinen Qualen zu befreien, werde ich ihm den Gnadenstoß versetzen lassen,“ sagte Shi-Hei-Fu grimmig. „Das ist Deine Schuld, und wenn Du um einen Kopf kürzer geworden sein wirst, so kannst Du über Deine Schandtat nachdenken!“

„Weisester der Weisen,“ wimmerte Tshu-Mui-Li, „das kann doch Dein Ernst nicht sein, denn ich habe ja Deinen Befehl buchstäblich ausgeführt.“

„Fort mit Dir auf den Richtplatz!“ rief der Obermandarine unbarmherzig.

Da warf sich Tshu-Mui-Li vor seinem Gebieter auf den Bauch und jammerle: „Quelle aller Weisheit, gedente doch meiner Taten! Wende doch nur auf die Kugeln, die meinen Hut zieren, das sind alles Zeichen Deiner Gnade für die Dienstleistungen, die ich Dir in Stunden bitterer Not erwies!“

Denke an den Zustand der Kulis, durch welchen nicht nur ganz Peking, sondern auch Dein teures Leben bedroht war. Die Leute schrien unerschämterweise nach Brot, und da ließ ich Shu, dem Anfänger der Bande, den Mund so vollstopfen, daß er das Schreien auf immer verlernte. Den anderen ließ ich die Fußsohlen mit Bambusstöcken so lange bearbeiten, bis die Unverschämten nicht mehr stehen und gehen konnten, und da kam keiner mehr, um anständige Leute zu beunruhigen! Auch möchte ich Dich noch an die Geschichte des Tu erinnern. Dieser Mensch behauptete, daß es notwendig sei, stets die Wahrheit zu sagen und schrieb in den Zeitungen Anlagenschriften gegen unsere alte chinesische Weisheit, wobei er sich nicht entblödete, zu behaupten, daß Menschen keine Mandarinenpferde seien, welche umsonst den Hafer der kaiserlichen Kavallerie fressen dürften, wodurch er natürlich dummerweise sogar Dich beleidigte. War ich es nicht, der ihm den Hals umbrehen ließ und dadurch seine Gedanken auf eine ganz entgegengesetzte Richtung brachte? Seit jener Zeit konntest Du ruhig schlafen und Dich von Tun-Tshi-Slan beschenken lassen, ohne daß je ein Pferd danach wieherte! Ich war Dein Schutz und Schirm und konnte auch mit dem Pferde nicht anders umgehen, wenn ich Dein teures Leben schützen wollte. Bedenke nur, was aus Dir werden wird, wenn ich Dich mit meinem Polizeiknüppel nicht mehr schützen kann! Darum verdiene ich eine Belohnung und keine Strafe.“

Shi-Hei-Fus Zorn hatte sich während dieser langen Rede des Taotai etwas gelegt und er versank in tiefes Nachdenken.

„Dummkopf,“ sagte er dann kopfschüttelnd, „man kann aber doch mit Tieren nicht ebenso umgehen wie mit Menschen. Wer wird mir den Schaden ersetzen?“

„Ich,“ rief selbstbewußt Tshu-Mui-Li, indem er vor seinem Gebieter unterläufig auf dem Bauche rutschte. „Du mußt mir nur gestatten, den Häscherlieferanten dafür zu bestrafen, daß er Dir ein Tier mit solch schlechten Eigenschaften schenkte, während ich doch genau weiß, daß in seinem Stall noch einige Pferde stehen, die nicht den geringsten Fehler haben!“

Das leuchtete Shi-Hei-Fu ein und Tshu-Mui-Li wurde in Gnaden entlassen, um seines Amtes weiter walten zu können.

Und als am nächsten Tage der Taotai seinem Gebieter drei Pferde brachte, die dem mißhandelten gleichen wie ein Ei dem anderen, da verteilte sich das Gesicht des Obermandarinen und er schüttelte wohlgefällig seinen schwarzglänzenden Kopf.

„Tshu-Mui-Li,“ sagte er, in dem er seine schmalen Augen noch enger zusammenkniff, als sie schon waren und pfiffig schmunzelte, „für Deinen gestrigen Streich hättest Du eigentlich mindestens für Ueberbereicherung der Amtsgehalt zweihundert auf die Fußsohlen aufgezählt bekommen sollen; da Du aber ein ver-trüppeltes Pferd in drei so prachtvolle Tiere verwandeln konntest, so glaube ich nun den Worten des weisen Shu-Ma-Ti, daß Du alles kannst. Zur Belohnung für Deine Weisheit verleihe ich Dir aber hiermit eine silberne Kugel, die Du als besonderes Ehren-

zeichnen auf der Spitze Deines Hutcs zu tragen laßt. Und jetzt gehe hin in Frieden, und lehre die Menschen mit Deinem Polizeiknüppel Gerechtigkeit und Tugend!

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Alexander Herzen: „Erinnerungen“. Aus dem Russischen übertragen und eingeleitet von Dr. Otto Bud. (2 Bände. Mit 8 Bildern. Verlag von Diegandt u. Grieben Berlin. 10 M., geb. 12 M.) Wer war Herzen? Einer der bedeutendsten revolutionären Schriftsteller, die Rußland jemals gehabt hat und einer der wenigen politischen Flüchtlinge, denen es im westeuropäischen Exil gelang, durch ihre im Ausland veröffentlichte politische Literatur einen wirklichen Einfluß in Rußland auszuüben. Dies war möglich, trotzdem Herzens Werke noch bis vor vier Jahren dort nicht verbreitet werden durften und daher der jüngeren Generation nur wenig bekannt waren. Eine Ausgabe, die beinahe vollständig zu sein scheint, erschien im Sommer 1905. Durch die Springschütze der jüngsten russischen Revolutionsbewegung ist auch sein Name wieder emporgetragen worden. Herzen wurde 1812 in einer reichen Moskauer Kaufmannsfamilie geboren; seine Mutter war aber eine Deutsche. Ein deutscher und ein russischer Lehrer, der sehr freiheitsliebend war, und die reiche Bibliothek seines Vaters, die aus französischen und deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts bestand, waren seine Erzieher. Die Lektüre der französischen Enzyklopädisten (Diderot usw.) ließ unauslöschliche Spuren in seinem Geiste zurück. Nach dem Abschluß der akademischen Vorbildung bezog er die Moskauer Universität, um physikalische und mathematische Studien zu treiben. Inzwischen loderte in Paris die Julirevolution empor. Sie verfehlte natürlich auch in Rußland ihre Wirkung nicht. Ramentlich wurde die studentische Jugend von ihr ergriffen. So kam es denn, daß ein Kreis junger Leute, unter ihnen Herzen und sein intimer Freund, der Dichter Dgarjoff, ganze Nächte der Lektüre und Diskussion politischer und sozialer Fragen, besonders des Saint-Simonismus zubrachten. Unter dem Eindruck dessen, was sie von den Desabristen (Aufstand vom 14. Dezember 1825) wußten, hatten Herzen und Dgarjoff, schon als sie noch Knaben waren, den „Hannibal-Eid“ geschworen, das Andenken dieser Vorläufer der Freiheit zu rächen. Bei einer dieser jugendlichen Versammlungen wurde ein Lied gesungen, das despektierliche Anspielungen auf Nikolaus enthielt; dies kam der Staatspolizei zu Ohren. Es wurden nächtliche Hausdurchsuchungen bei den jungen Leuten vorgenommen und alle wurden verhaftet. Einige wurden unter die Soldaten gesteckt, wie Poleschajeff und Schefschenko (Nobellisten), andere kamen nach Sibirien. Herzen bekam Dhatia, ein kleines Städtchen im Ural, als Zwangswohnort angewiesen. Nach sechs Jahren wurde es ihm gestattet, nach der Heimat zurückzukehren. Aber nun machte er die Entdeckung, daß die literarischen Zirkel in Moskau gänzlich unter den Einfluß der deutschen Philosophie, vornehmlich Hegels („Alles was ist, ist vernünftig“) geraten waren. Sie behaupteten jetzt, daß sogar der Despotismus Nikolaus' I. „vernünftig“ wäre; selbst der große Kritiker Wielinsky hatte sich zu der Idee von einer „historischen Notwendigkeit des Absolutismus“ bekehren lassen. Nun mußte auch Herzen Hegelstudien treiben, mit dem Unterschiede freilich, daß er wie auch sein Freund Michael Bakunin (1824—1876) zu ganz anderen Schlüssen gelangten. Sie richteten ihre Studien auf die Geschichte der Freiheitskämpfe in Westeuropa und auf eine sorgfame Kenntnis der französischen Sozialisten vornehmlich Fouriers und Pierre Lerouys. Beide (Herzen und Bakunin) begründeten dann den linken Flügel der „Westler“, zu dem Turgenjoff, Kavelin und noch viele andere Schriftsteller gehörten. 1842 — also zwei Jahre nach seiner Heimkehr von Sibirien — wurde Herzen abermals verbannt. Diesmal nach Nowgorod; doch gelang es, obwohl mit vieler Mühe, die Erlaubnis zur Auswanderung zu erhalten. 1847 verließ er Rußland — zur immer. Sein erstes Reiseziel war Italien. Von da ging er am Vorabend der Februarrevolution nach Paris. Ohnmächtig mußte er, nebst Turgenjoff, hier vom Fester aus zusehen, wie die besiegten und gefangen genommenen Arbeiter von der triumphierenden Bourgeoisie haufenweise erschossen wurden. Diese Verzweiflung ergriff ihn über das Scheitern aller freiheitlichen Hoffnungen, so daß er sich vollkommen vom Glauben an seine Zukunftsideale abwendete. In seinem Buche: „Vom anderen Gestade“ hat er der Verzweiflung über die ganze westliche Zivilisation einen rührenden und zugleich prophetischen Ausdruck gegeben. Später gab Herzen mit Proudhon eine Zeitung „L'ami du peuple“ (Volkfreund) heraus, von der beinahe jede Nummer durch die Polizei Napoleons III. — die uns auch durch den österreichischen Dichter Moriz Hartmann geschildert worden ist — konfisziert wurde. Er selbst mußte schließlich Frankreich verlassen. In London gab er den „Polarstern“ heraus. In dieser Revue publizierte Herzen neben politischen Artikeln und außerordentlich wertvollem Material über die jüngste Geschichte Rußlands seine wundervollen Memoiren „Vergangene Geschehnisse und Gedanken“. Dann gab er „Die Glocke“ heraus; und dies Blatt war es, wodurch Herzen in Rußland

so kolossalen Einfluß ausübte. Es scheint, daß Turgenjoff daran beteiligt gewesen ist, insofern wenigstens, als er Herzen mit dem interessantesten Material versorgte und ihm zugleich Winke über die einzunehmende Haltung gegeben hat. Mit der polnischen Revolution vom Jahre 1863 verlor aber „Die Glocke“, die bisher in einer großen Anzahl von Exemplaren nach Rußland eingeschmuggelt wurde und zu deren eifrigen und regelmäßigen Lesern selbst Alexander II. und die Kaiserin Marie gehörten, vollständig ihren Boden. Herzen starb 1870 völlig vereinsamt in der Schweiz. Was nun die Eingangs erwähnten „Erinnerungen“ betrifft, so darf man sie, abgesehen von ihrem historischen Wert — Herzen konnte alle bedeutenden Persönlichkeiten des ganzen europäischen Kontinents — sicherlich zu den besten Arbeiten ihrer Gattung zählen. Der Uebersetzer bietet sie hier zum ersten Male in lückenloser Vollständigkeit. Sie können von keinem Historiker und Literaturgeschichtsschreiber übergangen werden. Wahr bleibt Turgenjoffs Urteil: „Niemand hat je geschrieben wie er, sie sind mit Tränen und Blut geschrieben“.

E. K.

Technisches.

Fortschritte in der drahtlosen Telegraphie. Wenn auch vielleicht der „regelmäßige“ drahtlose Verkehr, den Marconi zwischen Amerika und England eingeführt haben will, noch nicht allzu regelmäßig funktionieren dürfte, so werden doch jetzt durch die Telegraphie ohne Draht sicher Entfernungen überbrückt, die eine ganz beträchtliche Größe erreichen. So wurden, um einen aktuellen Fall zu erwähnen, während der Beschießung von Casablanca vom Pariser Eißelturm den auf der Meede von Casablanca befindlichen Schiffer Nachrichten durch Telegraphie ohne Draht übermittelt. Auch sonst hat sich diese Telegraphie bereits im täglichen Leben einen Platz erobert. Das Hauptpolizeigebäude in New York ist zum Beispiel neben der normalen Telegraphenanlage auch mit einer Station für drahtlose Telegraphie als Reserveranlage ausgerüstet worden.

Ferner werden auch von den verschiedenen Gesellschaften für drahtlose Telegraphie nach verschiedenen Systemen mehr oder weniger erfolgreiche Versuche mit einer Telephonie ohne Draht durchgeführt. Es ist schon gelungen, auf verhältnismäßig große Strecken eine einwandfreie Verständigung zu erzielen. Interessant ist bei dieser Telephonie ohne Draht der Umstand, daß die Klangfarbe der Sprache vollkommen unverändert bleibt, im Gegensatz zur gewöhnlichen Telephonie, bei der infolge verschiedener Eigenschaften der Leitung, die Klangfarbe vollkommen verändert erscheint.

Ersatz von Treibriemen und Triebseilen durch Stahlbänder. Im Laufe des letzten Jahres hat die Cloeffler-Kraftband-Gesellschaft in Charlottenburg eine Reihe von Maschinenantrieben ausgeführt, bei welchen statt der Riemen oder Seile dünne Stahlbänder verwendet werden. Diese Stahlbänder laufen über blanke Scheiben oder über solche Scheiben, die mit einem patentierten Reibbelag versehen sind. Dadurch wird erreicht, daß die Bänder sehr viel geringere Abmessungen erhalten. So wurde — um ein Beispiel zu geben — ein Antrieb ausgeführt bei einer Dampfmaschine von 200 bis 250 Pferdestärken. Die Breite des dazu gehörenden Riemens würde 60 Zentimeter betragen, während jedoch unter Anwendung eines Stahlbandes nur 10 Zentimeter Breite nötig waren. Dabei würde die Riemenbreite etwa 5 Millimeter betragen, die des Stahlbandes ist dagegen nur 1/2 Millimeter. Das ist jedoch nicht der einzige Vorteil des Kraftbandes; dieses ermöglicht nämlich außerdem noch die Anwendung sehr kleiner Abstände der Wellen der Antriebs- und der getriebenen Maschine, so daß man dadurch an Grundfläche im Maschinenraum sparen kann. Die Enden des Stahlbandes werden durch ein Stahlschloß zusammengeklüfft, dessen innere Fläche so ausgearbeitet ist, daß keine Unebenheiten entstehen. Während nun die Riemen sich zu anfang ihrer Benutzung stets recken, ist das bei den Stahlbändern nicht der Fall. Man kann sie infolgedessen sogleich mit der richtigen Spannung auflegen. Die elastischen Verlängerungen, die natürlich eintreten, sind aber sehr gering; sie betragen nur ein Zehntel vom Hundert. Die Laufgeschwindigkeit der Stahlbänder kann sehr hoch angenommen werden.

Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung von J. Bruns. In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, herausgegeben von Teubner in Leipzig, ist als 183. Bändchen eine leichtföhlliche Monographie über Telegraphie und Telephonie erschienen. Das Büchlein behandelt die Entwicklung und Bedeutung beider für unser Verkehrsweisen so wichtigen Verkehrsmittel. Es bringt nicht nur in großen Zügen die technische Beschreibung der in Betracht kommenden Apparate, sondern auch eine Reihe interessanter statistischer Daten und Angaben über Organisation und Verwaltung. Besonders ausführlich und für das große Publikum lehrreich ist das Kapitel über Kabeltelegraphie sowie die Beschreibung der telegraphischen Einrichtungen im Dienste öffentlicher Wohlfahrt. Auch die historische Entwicklung beider Zweige, wobei der Verfasser bis auf Homer zurückgeht sowie das internationale Telegraphenrecht und die internationalen Verträge sind behandelt. Das Bändchen kann bei dem geringen Preis von 1 M. denen, die sich über dieses Gebiet zu orientieren wünschen, empfohlen werden.

Stb.